

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Die „Kavaliertour“.

Reiseflust ist ein dem Menschen tief innewohnender Trieb, aber Jahrhunderte hindurch ist es ihm recht schwer gemacht worden, ihn zu befriedigen, und sehr verschiedenartig waren die Ziele und Absichten, die er mit seinen Reisen verfolgte. Die Reise, die aus der Not der Umstände geboren wurde, die einfache Ortsveränderung, bleibt hier häufig außer acht. Bei allen Fahrten aber, die ohne dringende Notwendigkeit angetreten wurden, wie im Innern meistens der Abenteuerlust mit, die Sehnsucht, merkwürdige und anregende Dinge zu erleben. Der „Kavaliertour“ des Mittelalters ist der Topos dieser uralten Reiseart. mag er nun, wie Parzival, aussuchen, um Ehre und Ruhm zu erlangen und um Linderung und Vergnügen zu finden, oder mag er, wie Don Quixotte, in tragikomischen Erlebnissen seine Kräfte nutzlos verschwenden. Die zwecklose „Kavaliertour“, die gerade in dem Fehlen eines Ziels ihren höchsten Reiz findet, liegt den vergangenen Jahrhunderten ganz fern, und als an die Stelle des fahrenden Ritters der reisende Kavaliertour trat, unternahm er keine Fahrten auch mit ganz bestimmten Absichten. Aber diese „Kavaliertour“, die im 16. und 17. Jahrhundert die wichtigste aller Reisen war, unterrichtet Professor Friedrich Andree in einem Aufsatz der bei Erich Reiss in Berlin erscheinenden Monatschrift „Kunst“. Die Reisen dieser Zeit hängen aufs engste mit dem damals aufkommenden Bildungsideal zusammen. Der deutsche Adel war im 16. Jahrhundert noch recht ungebildet. So konnten die meisten Edelleute nicht einmal schreiben, und man dachte darüber, daß die Eltern ihre Kinder „versäumen“. So wettete z. B. ein mächtiger Fürst: „Der meiste Teil vom Adel lassen die Söhne in ihrem eigenen Sölden wie die Kinder aufwachsen und aufbauen liegen, welche nachmals werden Runds-Junker, Trunds-Junker, die zu nichts zu gebrauchen.“ Mit der Verschönerung höherer Bildung erlangte man auch die hohe Bedeutung des Reisens für die Erziehung, und da damals der Idealismus der „vollkommenen Hofmann“ war, der alle „galanten“ Wissenschaften, nicht nur Sprachen, Gelehrte, Mathematik und Berechnung, sondern auch Reiten, Tanzen, Musik usw. beherrschen sollte, so mußte sich der junge Mann in vielen Ländern und Orten umsetzen, um zu wissen, wie es draußen zugeht. Die „Kavaliertour“, wie man sagte, sollte auch für das Universalstudium, indem man bei der „großen“ Reise von 5, 6 oder 7 Jahren nicht nur an Fürstentümern, sondern auch an Hochschulen längere Zeit blieb.

Das bevorzugte Land bei der Kavaliertour war Frankreich, damals der Mittelpunkt des „guten Tones“. In Italien suchte man weniger nach den antiken Erinnerungen als nach den unerschöpflichen Antiquitäten, Karikaturen und Kuriositäten, die in den Reichenbildern angedrückt wurden. Italien war auch das Land der klassischen Reitkunst, wo Frederigo Grisio zu Neapel eine berühmte Reitschule gründete, an der der europäische Adel noch das ganze 17. Jahrhundert hindurch die hohe Schule lernte. Die Niederlande entzückten den Kavaliertour durch ihre herrschaftliche Sauberkeit, die wirtschaftliche Blüte, die große Anzahl berühmter Professoren und die weite ebene Landschaft mit ihren langen, schnurgeraden Kanälen und Alleen. Ganz Holland erschien als ein einziger Garten im Paradiesgeschmack. So daß man erklärte: „Holland ist das schönste Land, das man finden mag.“ England vermittelte dem Kavaliertour im 17. Jahrhundert noch wenig zu bieten und unterwarf erst zwei oder drei Jahrzehnte später sich den Kontinent in den Tagen der „Anomalie“. In Deutschland bildeten die Fürstentümer die Hauptaufenthaltsorte. Dies Zeitalter, das „curios“ war und einen brennenden Wissensdurst hatte, interessierte sich für alle möglichen „unerhörten und unerhofften Dinge“, und Reife schifft sehr bescheiden, was man sich damals auf Reisen anbot. „Die Caravane sah nach dem nächsten Plan/Rundreise Sachse/Lands berühmte Höfe und/und liehe sich dabei von allen diesen Reizen/In jeder Residenz die Curia zeigen/Wie der Geheimnisvoll in Reimar angelockt/Wie Hart in Erfurt/Dam die größte Mode schloß/Ob Pommer's Mauer hat und in der Mitte eine Ob Haus aus Eisenmaße niemals Fischen trüge/Wie schaffs frommer Hof die Güte Gottes preist/Wos Aristokratis schneidet von raren Mägen weiß.“ Der Kavaliertour sollte auf Reisen lernen, was für einen künftigen Hof- und Staatsmann von Wichtigkeit ist: „Der künftige mannichfaltige Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, Regierungen, Beschäftigungen, Rechte, Satzungen und dergleichen soll er kennen lernen, hohe Reife, Hofe, Höflichkeit, von Mauer und Türmen, Wästen und Gräben umgeben, Festungen, Kirchen, Universitäten und ähnliche Gebäude mit formalen Augen betrachten, mit schneller Hand aufzeichnen, um es später zum Nutzen eines Staats und Vaterlands verwenden zu können.“

Der Überzieher.

Von Julius Kreis.

Es war ein wunderbares Exemplar seiner Gattung: ein, von stählernem Schnitt, ausserordentlich grüner Farbe und langer Kanten. Ich war verliebt in ihn. Und verließ wie ich war, ging ich mit ihm ins Café. Alle bewunderten mich darin. Und beneideten mich. Ich war ein eleganter Mensch geworden. Jährlich hina ich ihn an den Hals.

Dann kielte ich mich und schenkte ihm ein Geschenk. Merkwürdigerweise: Wo ich doch so viel Glück in der Liebe mit meinem Überzieher hatte.

Dann las ich Journale. Über dem Strich, unter dem Strich. Ich las die Bilder und kielte dann eine Partie Billard. Dann kielte ich und wandte mich meinem Überzieher zu. Er war wie ein — Verwundener.

Niemand wachte von nichts.

Die Kassiererin beteuerte mit erhobenen Schwurhänden: „Niemand!“

Das Biermädchen lachte mit einem Beien unter den Zähnen. „Niemand!“

Der Vorkellner blickte teilnahmsvoll in der Nase.

Der Direktor rief verbindlich die Hände und sagte, es sei ihm vollkommen unangenehm. In seinem Lokal wäre es ihm.

Und der Stuarrenmann sagte mit der Unverfrorenheit, die diesen Leuten eigen ist: „Haben Sie denn überhaupt einen Überzieher?“

Wo, der Überzieher war futsch.

Wer sollte unter 600 000 Menschen, die Dortorte nicht einzeichnen, den Dieb herausfinden?

Ich resignierte.

Und erlangte einen neuen, noch viel milderen, köstlichen, braunen Überzieher und war ganz verliebt in ihn.

Dann ging ich mit ihm ins Café.

Und küßte ihn mit Argusaugen. Alle ein Valda keine Lieblingsobastische, wie der Drache den Nibelungenhort, wie ein Badisch das Bildnis des Dornstörchens mit eigenhändiger Unterschrift. Alle bewunderten mich. Und ich küßte ihn.

Immer zwischen zwei Zeilen Zeitungsletzte warf ich einen Blick auf ihn.

Da — da — Teufel noch mal: da wandelte mein grüner Überzieher, der verfloßene, elegant, unbekümmert durch die Schar der Gäste.

Er und ein anderer.

Ich stürzte auf den Träger zu und faßte ihn beim Kragen.

„Erlauben Sie, mein Herr, mein Überzieher!“

Ich sagte es furchtbar energisch und zischbewußt.

Der Herr mit meinem Überzieher drehte sich um.

„Sind Sie verrückt?“

„Allo, froh auch noch!“

„Ich laute nur: „Schauermann!“

Der Herr schüttelte den Kopf:

„Allo wirklich verrückt!“

„Mir schmeißt die Zornesader.“

Die Gäste erhoben sich sensationslos von den Stühlen und ließen den Vorkellner im Stich.

Der Direktor kam und rief sich verbindlich die Hände: „Aber, meine Herren.“

Das Biermädchen rief sämtliche Gesichtsfunktionen auf.

Der Vorkellner blickte erregt in der Nase.

Ich schrie: „Mein Überzieher!“

Der Direktor verdolmetzte es dem Herrn und sagte zu ihm: „Herr Doktor...“

„...und es sei ein Irrtum meinerseits.“

Der Herr Doktor schlug den Überzieher zurück und zeigte die Firma. Es war nicht meine.

Und zeigte das Futter. Es war nicht das meines Überziehers.

Ich hatte mich geirrt.

Die Gäste lächelten, der Direktor rief lächelnd die Hände.

Der Vorkellner blickte lächelnd in der Nase.

Der Herr Doktor durchbohrte mich mit einem Blick, daß keine Brillengläser zerbrachen.

Ich sammelte Entschuldigungen und ging geknickt und beschämt an meinem Platz zurück. — Fort! Nur fort von dieser Stätte.

Ich zahlte und griff nach meinem neuen braunen Überzieher.

Er war meil — Verwundener.

Niemand wachte von nichts.

Alle Augen waren ja auf das Zwischenstück gerichtet gewesen.

Die Kassiererin beteuerte ihre Unschuld. Das Biermädchen lachte im Papierkorb nach dem Vermissen. Der Vorkellner blickte teilnahmsvoll in der Nase.

Der Direktor rief verbindlich die Hände und bedauerte kolossal.

Die Gäste lächelten.

Und der Zigarrenmann fragte: „Haben Sie denn überhaupt einen Überzieher?“

Ich gab ihm eine Ohrfeige und wurde aus dem Lokal entfernt.

Dann ging ich zur Zeitung und ließ einrücken: Jener Herr, der erkannt wurde...

Über er hat es trotzdem vorgesogen, sich nicht zu melden.

Wenn Sie einen Herrn im Überzieher im Lokal sitzen sehen — das bin ich.

Die Maske.

Von Ernst Zacharias.

Sie nannten ihn den „ewig Lächelnden“. Und er war stolz darauf. Es war doch ein angenehmes Gefühl, durch diese lächelnde Maske so ziemlich jeder Lage gewachsen zu sein. Leicht war es ihm allerdings nicht geworden, bis es so weit kam: nun aber hatte er es geschafft.

Doktor Hugo Sander hatte sich keine angenehme und einträgliche Stellung in dem großen Werk hauptsächlich durch diese ewig gleichbleibende, freundliche Maske erworben. Deshalb war sie ihm wertvoll geworden. Nun sah sie gut und fest.

Dr. Sander lächelte, wenn ihm der nervöse Herr Generaldirektor unangenehme Sachen sagte. Das Lächeln war leicht und ergeben; beileide nicht aufreizend. Es vertiefte sich und wurde offener, wenn die Laune des Gewaltigen umschlug. Stets war es den Umständen angepaßt: Reiz auf alle Möglichkeiten vorbereitet. Immer gegenwärtig und machte die ungelassenen Worte, die so häufig lächelnd aufgeföhrt werden konnten, vollkommen überflüssig.

Sander lächelte, wenn er mit dem Wortführer der Arbeiterkassen debattierte. Weistens war es dann das spöttische Lächeln des Überlegenen. Aber immer lag es auf der Lippe, um im gegebenen Augenblick aufstimmend oder gezwungen zu wirken und dadurch alles Vorherige ungeschädigt zu machen.

Der Doktor lächelte, als er erfuhr, daß sein bester Freund Nachmittags über ihn in Umlauf gebracht hatte. Sander lächelte, und der Freund mußte das Feld räumen.

Hugo lächelte, als er eines Abends erkennen mußte, daß die Liebe seines Weibes keineswegs so schmerzlos war, wie er bisher angenommen hatte. Von diesem Abend an sah die Maske besonders gut und fest.

Sie fiel auch nicht ab, als kein einziger Junge als Leiche vor ihm lag. So plötzlich und tragisch der Tod des Jünglings auch war, das Lächeln wurde durch ihn nicht überreizt und offenbarte sich so weit, als es den Umständen nach angemessen erschien.

Und der Doktor lächelte weiter.

Aber einmal, ganz unvorbereitet und ohne jeden äußeren Anlaß überkam Sander der brennende Wunsch, die letzte lächelnde Maske abzutun und sein Gesicht zu sehen, wie es einst gewesen, vor Jahren.

Geht aus! es ist ihm auf und fast unerträglich wurde das Verlangen. Ich, nur einmal wieder lachen aus vollem Hals, mit christlichen Augen und warmem Herzen. Einmal wieder ihm selbst und postern und atmen kein in heißen Männerhohn! Oder stöhnen und weinen in echtem, tiefem Schmerz.

Wie unter einem geheimnisvollen Zwang trat Hugo vor den Spiegel. Ein glattes, lächelndes Gesicht schaute ihm entgegen. Lag nicht ein teuflischer Hohn in dieser lächelnden Maske?

Ein dumpfer Wutschrei brach von Sander's Lippen. und im nächsten Augenblick zerstückte der Spiegel an tauelnden Scherben. Der Doktor küßte nicht den Schmerz in der blutenden Hand: er stand — und lächelte — tröstlos.

Familie Nishida.

Von Walter von Nimmel (München).

In Kioto, dieser prächtigen Stadt Zentraljapans, die an alten Tempeln und Palästen, an Schönheiten und Kostbarkeiten aller Art so unendlich reich ist, lernte ich die Familie Nishida kennen. Zuerst den Sohn. Im Wasser der langen, melingausgeschlagenen Holzwanne lag ich stolz, froh und glücklich, daß der schmerzliche Einstieg in die brodelnde Bienenluppe hinter mir lag. Ein in der Wanne neben mir stehender junger und feiner Japaner richtete in leisem Englisch eine Frage — welche, weiß ich nicht mehr — an mich. Ich antwortete und wir kamen in ein längeres Gespräch. Nach einiger Zeit stellte er sich vor und nannte mit seinem Namen: Nishida. Wenn wir nicht bis zur Kassenkassette im Wasser geblieben wären, hätte er, wie das in Japan so Brauch ist, zweifellos die unvermeidliche Visitenkarte herausgezogen und sie mir mit tiefer, feierlicher Verbeugung überreicht.

Nishida plauderte ungestört und unentwegt weiter. Ich erfuhr, daß er Philosophie studiert und erst kürzlich beabsichtigt habe, daß sein Vater ein hoher Beamter in Tokio sei. Da dieser seinen Urlaub noch nicht antreten habe können, sei er, der Sohn, mit der Familie, mit Frau, Mutter und Großmutter, nach Kioto gefahren, ihnen die Sebenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Er sprach auch mit dem Stolz des Landeseingeweihten, ob ich dies und jenes schon gesehen und gebührend bewundert habe. Ich nickte zustimmend, als er sah, daß ich mich bereits leidlich umgesehen und bemüht hatte. Zum Schluss fragte er, ob ich nicht Lust habe, mit ihnen gemeinsam am nächsten Tag eine Landoart zu machen. Ich sagte gern zu. „Gut“, meinte er lachend, „ich werde sie mit meiner Mutter bekannt machen. Aber erzählen Sie nicht. My mother is very fat, meine Mutter ist sehr dick!“ Er erhob sich und lies aus der Wanne.

Ich beabsichtigte, den Damen Nishida am Nachmittag meine Aufwartung zu machen. Bevor ich dazu kam, stand der junge Nishida, seine Mutter nach sich ziehend, schon in meinem Zimmer. Sie war eine Frau von etwa 40 Jahren mit hübschen, klugen, lebhaften Augen, dichtem, schwarzem Haar, autmütigem Gesichtsausdruck und — das war nicht zu bestreiten — von einiger Fülle. Aber das war, weiß Gott, nicht so schlimm, das man deshalb die Armitte mit dem wenig galanten Ausdruck „fett“ bezeichnen hätte müssen. Das sympathische ihrer Erscheinung wurde durch die dunkel einfache Kleidung, durch diskretisierte feine Haltung und Bewegung noch gegeben. Auffallend wohlgepflegt waren die schmalen Hände, an den Fingern blühten einige geschmackvoll gefasste, feilbare Brillantringe. Frau Nishida, die Mutter, sprach wie ihre Schwägerin, leider kein Wort Englisch, so daß der Sohn wieder den Dolmetscher spielen mußte.

Um 7 Uhr morgens des nächsten Tages fand die Abfahrt statt. Voran fuhr die Nishida der Großmutter, der ich fürs vor Aufbruch auch noch vorgestellt worden war, es folgte die Mutter, dann die Frau des Sohnes. Letztere war schlüchtern, lag aber in ihrem besten, sommerlichen Kleid, den leuchtenden Seidenroben um die Hüfte, allerliebst aus. Nach den drei Frauen kam das Dienstmädchen, lodann ich. Als Letzter schloß den Zug Herr Nishida, eine Fahrordnung, die so oft wir auch an diesem Tage aus- und wieder eintrugen, stets peinlichst eingehalten wurde.

Die Reise ging zuerst zu einigen Tempeln. Der junge Herr Philosophiestudente lag hier auf glühenden Kissen und verlor fast alle seine buddhistische Ruhe. Denn er hatte selbstverständlich den alten Götterglauben, wie die meisten gebildeten Japaner, längst fröhlich über Bord geworfen. Im Augenblick, wo wir geboren werden und später, wenn wir sterben, nehmen uns die Priester für sich in Anspruch. Esch haben wir nichts mit ihnen zu schaffen“, sagte mir einmal ein japanischer Hochschullehrer. Aber die Großmutter, die Mutter und auch die schwache, noch so kindlich aussehende Frau Nishida, die lebten noch fort in dem alten Glauben, die beugten und neigten sich noch tief und verehrend vor den alten heiligen Bildern. Das war nun allerdings das Entsetzliche, und Gatten sehr, sehr peinlich. Er befürchtete wohl, seine Damen könnten sich durch ihre Tempel- und Götterverehrung vor mir, dem zugezogenen Europäer lächerlich machen, lachte daher mich möglichst in Beschlag zu legen, meine Aufmerksamkeit von ihnen abzuwenden und anderwärts zu lenken. Ganz nervös wurde er besonders im Kitano Tempel. Denn da begannen, ohne daß er das geringste an den Dingen zu ändern vermochte, zu seinem größten, gar nicht mehr zu verheimlichenden Entsetzen Frau, Mutter und Großmutter plötzlich und wie von einem einseitigen Entschluß getrieben, die heiligen, erregenden Kissen lang und allding zu streicheln. Frau und Mutter hatten sich eine links, die Großmutter eine rechts des Wegs ausgesucht. Auch das Dienstmädchen blickte sich an ein heiliges Tier heran und schloß seinen Hals laut und lieblich ab. Mein junger Freund bekam mich energisch unter den Arm zu fassen und zog, sich mich eilfertig mit sich fort, eine einseitige Richtung einschlagend. Als er sah, daß ich alles schon bemerkt und registriert hatte, meinte er entschuldigend: „Die Frauen lieben die Kissen so sehr!“ Nur damit ich ja nicht etwa glauben sollte, daß mit diesem innigen und lebhaften, in seiner Nationalität ruhenden Streichen der heiligen Tiere irgend welche Art von Glaubensbetätigung verbunden sein möchte. Er atmete auf, ordentlich befreit und erleichtert auf, als wir endlich den letzten Tempel hinter uns ließen hatten.

Nun schwand der düstere und gemessene Ernst seiner Miene. Er wurde wieder heiter und vergnügt, sorgte lebhaft und zuvorkommend für Großmutter, Mutter und Frau, daß ihnen beim Erstimmen eines heißen Ausflugsberges. Dann fuhr er, ohne daß die Frauen, wenn sie es vielleicht auch empfanden, irgend welches Gefühl der Anstößigkeit hätten, den etwas unruhigen und wilden Bergfluch Wagaawa ein Stück hinauf. Als wir hernach in einem kleinen, am Ufer gelegenen Landhaus einkehrten, waren die Damen bemüht, es dort dem jungen Nishida und mir so angenehm wie nur möglich zu machen. Auch seine nette Frau wurde lebhafter und schien sich hier auf der lustigen Veranda bedeutend wohler zu fühlen. Ich versuchte, ihr einige Komplimente zu sagen, die der Gatte dienstbeflissen übertrieb. Sie aber lächelte erregt und zufrieden ihr kühles japanisches Lächeln vor sich hin.

Und wie dieser Tag, gestalteten sich auch die ferneren Stunden, die ich noch mit der Familie verbrachte, freundlich und hübsch.

Herr Nishida junior hat mir freilich noch so allerlei auf dem Bahnhof, zu dem er mich, Abschied nehmend, geleitete, ein Danaergeld in den Wagen gereicht, einen japanisch gekleideten Empfehlungsbrief an mein nächstes Hotel in Kaya, ein Schreiben, in dem er mich ohne mein Vorwissen als „Daimio“ bezeichnete, eine unerwünschte japanische Adelswürde, die ich noch mit schwerem Geld zu bezahlen haben sollte. . .

Gesellschaft und Mode

Die Aufzeichnung der Spitze. Die Spitze, die jahrhundertlang der Mode ihren feinen und zarten Reiz verliehen, war im 19. Jahrhundert allmählich immer mehr zurückgedrängt worden und hatte in den letzten Jahrzehnten ihre Herrschaft in der Mode verloren. Seit kurzem aber feiert die Spitze wieder ihre Auferstehung, und unsere deutschen Spitzenwerkstätten liefern Klöppel, Rilet und Strickspitzen, die die alte Kunst in all ihrer Vollkommenheit beleben. Aus diesem Anlaß gibt Julie Elias in der von Ludwig Sternberg herausgegebenen Modeweisheit „Stal“ einen geistreichen Überblick über die Geschichte der Spitze. Zuvor ist darauf, daß man schon im Altertum die Spitze kannte, gibt es nicht. Aber bereits die Kleider in den Mäselein, die sich in ägyptischen Gräbern finden, sind so fein wie Häkel- oder Spitzenarbeit. Homer erzählt von silbernen Riletgewändern, und antike Schriftsteller sprechen mit Bewunderung von der Zartheit mancher Gewebe. Die Anfänge der eigentlichen Spitzen finden wir jedoch erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts, und ihr Siegeszug ging von Venedig aus, das damals den Mittelpunkt der Mode bildete. Die venezianischen Nadelspitzen erwarben sich allmählich Weltruhm, und diese unendlich feinen Gebilde bestimmten den Stil der Mode, als die Einführung der Holzstrahlen, Mandelchen und Röhre ihnen ein reiches Gepräge verliehen. König Heinrich III. von Frankreich liebte die Spitze so ungemein, daß er sich sogar mit ihrer Fertigung beschäftigte und den Spitznamen „Frauenkragen-Macher“ erhielt. Nachdem dieser „Spitzenkönig“ vorangegangen war, wurde die Spitzenmode in Frankreich allgemein. Über den größten Teil der Fabrikate lieferten immer noch Italien und Flandern, und erst Colbert, der große Wirtschaftsmann Ludwigs XIV., begünstigte die französische Spitzenindustrie, um die Einfuhr fremder Produkte zu erschweren. Diese französische Spitze führte eine neue Schönheit herauf. Sie wurde hauptsächlich in einer Reihe von Rältern gearbeitet und besonders Alençon gewann rasch große Bedeutung. Colbert soll selbst auf seinem Schloß in der Nähe von Alençon ein Spitzenatelier eingerichtet haben; jedenfalls wurden hier Gebilde von feinsten Schönheit und durchsichtiger Feinheit geschaffen. Man hat behauptet, die schönste Zeit der Spitze sei die gewesen, als die Männer sie trugen. Im Rokoko war sie jedenfalls die höchste Zierde der Männertracht, und die Herren von damals entfalteten in Spitzenhals und Spitzenmanschetten den größten Luxus. Ludwig XV. war in Spitzen so verfallen, daß er sich ganz mit ihnen umgab. Die Liebhaberei des 18. Jahrhunderts war die englische, die mit Goldbrokat gemischt und mit Atlas verziert war, die Unterlage wurde mit Edelsteinen besetzt, die das Relief der Spitze noch mehr hervorhoben. Als die Spitze dann nur noch im 19. Jahrhundert von Frauen getragen wurde, wurde sie allmählich unmodern.

Neues von der Schuhmode. Gamaschen sind in der neuen Mode zu einer unentbehrlichen Begleiterin der Schuhe geworden, mögen sie nun zum Morgenpaziergang, zum Abendausgang oder beim Sport getragen werden. In den Schuhen selbst sind die niedrigen Absätze das Überraschende. Auch die Damenwelt muß sich dem Gebot der Mode beugen und trägt selbst zum Tana Absätze, die eine Höhe von 2 Zoll nicht überschreiten. Für große Frauen sind diese niedrigen Absätze kleidlich, denn sie erscheinen dadurch weniger riesig, aber große Absätze erhalten durch den niedrigen Absatz ein noch größeres Aussehen, und der Fuß erscheint weniger schön geformt. Man hat nun für die Damenwelt Schuhe mit niedrigen Absätzen eingeführt, die doch eine starke Ausbuchtung haben. Besonders merkwürdig sind diese niedrigen Absätze an den Lad- und Profilschuhen aus, die die Dame zum Abendfeld trägt. Schuhe in Gold- und Silberfarbe sind sehr beliebt, besonders wenn sie mit der Farbe des Abendkleides harmonieren. Goldene und silberne Lederstühle machen den Fuß größer, aber sie werden doch von vielen Tänzern getragen, die behaupten, in Stoffschuhen nicht so gut tanzen zu können. Schranken und lockige Perlenketten finden sich nur selten an den Schuhen. Höchstens erhält ein Profilschuh mit bunten Edelsteinen besetzte Knöpfe, oder die Absätze werden mit schwarzen Samt- oder Seidenschuhen mit bunten Steinen verziert. Im allgemeinen ist der Gesellschaftsschuh viel ruhiger und einfacher gehalten als im vorigen Jahr. Das kommt wohl zum Teil auch daher, daß die Pracht der Schuhe unter den längeren Röcken nicht mehr so zu sehen ist.

Welt und Wissen

„Von geschlachten Bürschchen“ zur Gabel. Der Chinese, der bekanntlich am Alten das Festhält, ist noch heute mit der „Kwai Tsa“, d. h. den „geschlachten Bürschchen“, zwei dünnen Stäbchen aus Knochen oder Holz, mit denen er den Reis und andere Speisen anmutig und sicher zum Munde zu führen weiß. Er ist damit auf einer Kulturstufe stehen geblieben, die wir seit etwa einem Vierteljahrtausend, seit der Einführung der Gabel, überwunden haben. Von dieser Entdeckung der Kunst des Essens plaudert Adolf Heilborn in „Neulands Unterwelt“. Das Messer war neben den Zähnen und Händen das älteste Nahrungsmittel des Menschen. Bald aber stellte sich auch noch eine Nachbildung der rechten Hand, der Löffel, hinzu. Die Griechen formten sich die Löffel aus Holz, die Römer aus Bronze. Als der Mittelalterliche Löffel eine gewisse Raffinesse erreichte, waren sie darüber sehr entsetzt, benutzten sie aber so, daß sie mit dem Löffel Milch schöpften, die sie in die linke Hand gossen und aus ihr schürften. Manne Roger-Kanne nehmen Milch, Honig und dergl. mit — trinken zu sich, die sie aus Pfannenköpfen herstellen. Der langstielige Löffel verdrängte keine Entdeckung den Holzstrahlen und Spitzenketten der Barockzeit, die man auf diese Weise vor Verwundung bei Tisch schützen wollte. Die Epoche der „Büchleintragen“ brachte auch den röhrenförmigen Siegeszug der Gabel. Wer sie erfunden, liegt „vergraben in ewiger Nacht“. Aber König Heinrich III. von Frankreich brachte sie aus Venedig nach Paris, wo sie das vielbewunderte und vielgeschätzte Werkzeug der vornehmen Gesellschaft beim Essen wurde. Zunächst verbotene man die Gabel als ein Zeichen der Verweichlichung und fragte, welchen Sinn denn noch das Händewaschen vor Tisch und nach Tisch habe. Sie hatte anfangs nur zwei Zinken, erhielt dann im 15. Jahrhundert noch eine dritte hinzu, und erst das 19. Jahrhundert brachte die vierzinkige, platte, silberne Gabel, wie sie heute im Gebrauch ist. Obgleich kennen auch unsere Vorfahren in der Südsee, die Fidschi-Inulaner, die Gabel, freilich nur zu dem wenig zivilisierten Zweck, bei ihren Menschenfressereien das Fleisch damit aufzuspießen und zum Mund zu führen. Bevor die Gabel aufkam, war das Messer das wichtigste Nahrungsmittel, und jeder Tischgast führte sein eigenes Messer, nicht selten mit sich, die häufig funktionslos verziert waren. Wenn man das Messer nicht brauchte, lag es in der Scheide und wurde am Gürtel getragen, von den Frauen neben der Gestalt, die ebenfalls am Gürtel hing. Schon das Mittelalter kennt das Tischmesser, das zunächst aus Samt oder anderem kostbaren Gewebe bestand. Zur Schöpfung dieses feinen Tuches wurde ein feineses Tuchlein mit Spitzen, der Vorfahr unserer Tischläufer, dabei verbreitet und aus diesen praktischen Tischdecken, entwickelte sich dann das feine Tischtuch, das den Tische allmählich machte. Die Tischgabel, die zunächst aus Metall bestand, wurden in der Renaissance durch

Feuer aus durchsichtigem Kristall ersetzt, um die Farbe des Getränkes klarer zu machen, da man in dieser Zeit stets fürchtete, mit dem Trunk etwas — Gift zu bekommen. „Nach keine Kinderleihen!“ Wenn sich jemand der Erfüllung eines Wunsches oder einer Aufforderung durch irgendwelche nützlichen Einwände und Ausflüchte zu entziehen sucht, so sagt man wohl: „Nach keine Kinderleihen!“ Aber was dieses merkwürdige Wort eigentlich bedeutet, darüber zerbricht man sich nicht den Kopf. Die Deutung ist und viel umstritten, aber am wahrscheinlichsten wird Kinderleihen wohl nichts anderes als Spinnfäden bedeuten. Die Spinne wird weit und breit vom Volke Ganker oder auch Kanker genannt; Vize ist zunächst der Faden eines Gewebes und dann eine dünne Schnur. Die Kankerleide oder Kinderleide ist also der Faden eines Spinnwebes und die in der Lebensart gebrauchte Dimaufbildung soll das Dünne, Leichtfertige, das Wortleide und Leere bezeichnen. Die Einwände und Entschuldigungen sind so wenig haltbar wie Spinnfäden und haben auch so wenig Wert. „Kinderleihen machen“ heißt also Dinge treiben, die so leicht zerbrechbar sind wie Spinnfäden und mit denen man daher erst gar nicht kommen soll.

Neue Bücher

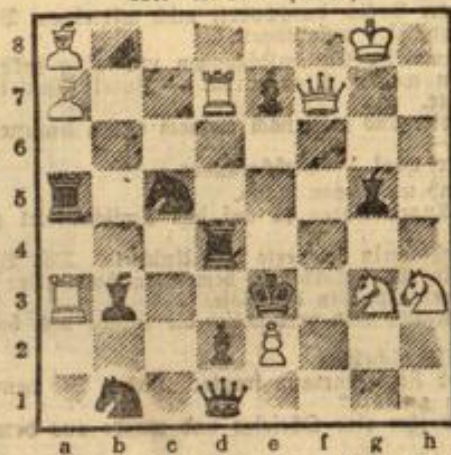
Werner, Julius: „Heinrich der Löwe“. (Verlag Georg Weyermann, Braunschweig.) Werner Julius stellt sich völlig in den Takt des Volkes und grüßt aus dem ehemals perlenden Takt, der aus der Geschichte Männer aufsteht, die mit ihrem neuzeitlichen Leben die Gegenwart aufs tiefste ergreifen müssen. Zwischen zwei Wägen verläuft sein neues Buch; zwei der mächtigsten Geister deutscher Geschichte, Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe, treten mit unheimlicher Gegenüberstellung aus der Vergangenheit. Julius geht von der Sage aus, von der Sage schon zu Zeiten umhervor, von den Wägen, die im Mittelalter behandelten Kolonialisten der deutschen Nordsee von ihrem Reich mit dem in Zentralismus und Weltmachtstellung wachsenden Kaiser bis zu Heinrichs Sturz und Tod. Ungemein rufen uns die Sturmzeiten der deutschen Geschichte, zwingen uns zu erschütternden Vergleichen — aber höher noch erhebt sich Jansens Dichtung in der Schilderung der rühmlichen, im tiefen Unglück untergegangenen Seele eines Kämpfers, der mit dem Tode Kameradschaft findet, nach einem elenden, geistigen Leben von erregender Menschlichkeit erfüllt von innen leuchtet.

Spiele und Rätsel

Schach.

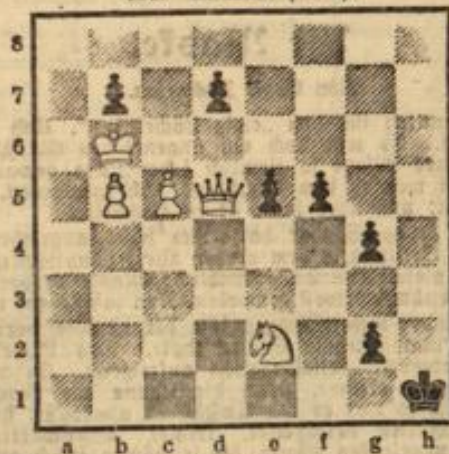
Herbeiliet von R. Wenden.

457. A. Marl (1923.)



Weiß: Kg8, Df7, Ta3, d7, La7, a8, Sg3, h3, Be2;
Schwarz: Ke3, Dd1, Ta5, d4, Lb3, g5, Sb1, c5, Bd2, e7.
Matt in 2 Zügen.

458. B. Kurz (1914.)



Weiß: Kb6, Dd5, Se2, Bb5, c5;
Schwarz: Kh1, Bb7, d7, e5, f5, g2, g4.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 457. Ein moderner preisgekrönter Zweizüger mit allen Schikanen; vielleicht schwieriger zu lösen als der an hofolgende Dreizüger, der auch seine Feinheiten hat. Das Teplitzer Kongreßbuch, dem er entnommen, nennt ihn „einen Bissen für Feinschmecker“. Er gehört im Schachsystem zur Ordnung Zugzwangsmehrzügiger, die von den Zugzwangszweizügern abstammen, jenen reizenden Schachrätseln, die durch Alain C. White die große Mode wurden unter der Elitete: White to play. Also auch hier: Ware Schwarz am Zug, so könnte Weiß in zwei Zügen mattsetzen. Weiß muß also einen neutralen Abwärtzug ersinnen, der die latente Drohung weiter bestehen läßt. Dann beginnen aber erst die mancherlei Schwierigkeiten, die Schwarz durch seine Verteidigungsmöglichkeiten aufbaut und deren Überwindung die Würze des geistreichen Problems bilden.

Weltmeisterschaft.

Sie ist in besten und festen Händen. Capablanca hat für den Fall eines ernsthaften Kampfes mit ihm hohe finanzielle Forderungen gestellt, die bisher weder irgend eine Schachkorporation noch eine Stadt aufbringen wollte. Nun wird aber doch im kommenden Jahr Amerika der Schauplatz des langerwarteten Turniers werden. Aljechin trifft dieser Tage dort ein, wahrscheinlich auch Rubinstein; unterdessen hat auch Marshall seinem Landsmann seine Karte geschickt. Also Gegner genug; Capablanca braucht aber keinen zu fürchten. Seine logisch-klaare Spielweise, seine alle Phasen der Partie umfassenden theoretischen

* R. G. Jellert: „Ein Jünger der Germanen“. Roman. (Verlag von Luch u. Meyer in Leipzig.) In seiner geistreichen Darstellung führt Jellert hier ein Stück Seelenleben aus dem Dänemark unter Friedrich VIII. herauf. Es ist der Kampf eines jungen Theologen wider die in Tagen verstrichene Falschheit, die in der von deutschen Geistes angetragenen fortgeschrittenen Richtung der Freiheit steht. Natürlich endet der Kampf mit einer Niederlage des Kandidaten, aber diese Niederlage wird ihm zum Siege über sich selbst: Er ist aus den Fesseln einer seiner unwürdigen Liebe und geht in das Lager der Freiheitspartei über, als deren Kandidat er bei der Wahl über das wertvollste Theologentum erringt. Der schmale Band ist ein Gemälde aus dem kühnen Geistesleben seiner Zeit, das seine Reizung durch eine unerwartete höchst willkommene Gabe für die große Jellert-Gemeinde.

* Paul Langenscheidt: „Karten der Liebe“. Roman. (Verlag Dr. P. Langenscheidt Berlin W. 15.) Von Karten der Liebe berichtet dieser Roman von Männern, die in der großen Welt der Liebe, in allerley Genüssen der sinnlichen Vergnügung des Lebens leben, der Liebe reinste Reize“ erkannt zu haben und die sich alle nur um Liebe freuten und versuchten. Jüngling aber enthält sich ein jenseitiges Bild der Einsamkeit mit der Not unserer Zeit ringen, ihr entgegen und sie ansehender Geschicklichkeit.

* Vereinsten Russen-Kalender-Jahres-Gesamter für 1924. Im War Fests Verlag, Berlin W., erschien schon zu Beginn des Monats dieses Jahres ein sehr schön gestaltetes Handbuch. Eigentlich hat es 3 Hefen: ein vollständiges Schriftsteller für das ganze Jahr und zwei Hefen mit dem Bezugspreis über alles Wissenswerte für das Publikum des Jahres und Ausländer. Neben den wichtigsten Nachrichten in Bezug auf die Schicksale der Vereinsten Russen, Spanien, Portugal und den nördlichen Ländern — sogar Island, das neuerlich mit seinen musikalischen Bestrebungen energisch hervortritt — hat natürlich Österreich und das Deutsche Reich die umfassendste Berücksichtigung erfahren. Hier findet man alles Mögliche über die letzten und neuesten Entwicklungen, Missionen, Vereine, Zeitungen, Stiftungen, Zeitungen usw. Für die größeren Städte steht auch eine Reiseplanansicht aller dort wirkenden Zeitungen und Zeitungsverlage. So kommt man mit dem „Jahres-Gesamter“ in der Hand durchs ganze Jahr hindurch.

* Dr. Leo Gruch: „Der Rühr und die Relativitätstheorie“. (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.) Diese Darstellung der schwierigsten Probleme der Einsteinschen Relativitätstheorie behandelt alle einschlägigen Fragen in der einfachsten Form, so daß selbst der Laie, der die naturwissenschaftlich interessierten Leute darin findet, was er braucht. Die wechsell. mit 19 Abbildungen geklärte Schrift stellt sich der früheren Veröffentlichungen des bekannten Verfassers würdig an.

Kenntnisse, die sich allen Stilarten anpassen, und vor allem sein fast untrügliches Gefühl und sein Scharfblick für Gegenwart und Zukunft auf dem Schachbrett lassen ihn unüberwindlich scheitern. Auch steht er im besten Schachalter. Wir fügen seine Biographie nach dem Teplitzer Kongreßbuch an: Capablanca, José Raúl, geb. 19. November 1888 zu Havanna, ist durch seinen siegreichen Wettkampf mit Lasker (in Havanna) seit 1921 zum derzeitigen unstrittigen Weltmeisterschachmeister geworden. Sein Spiel zeichnet sich durch scharfe Positionsblick und vollendete Technik aus, die besonders im Endspiel zur Geltung kommt; es ist aber nicht auf eine bestimmte Richtung eingestellt. Er trachtet stets nach Klarheit der Stellung, gewagten Manövern geht er beharrlich aus dem Wege. Ihn von seinem Throne zu stürzen, wird nicht leicht sein. Sein Siegeszug in den großen Turnieren: 1910 San Sebastian, sein erstes Auftreten in Europa, 1. Platz; 1912 New York 1. Pl., 1913 Havanna 2. Pl. (Marshall 1.), 1914 St. Petersburg 2. Pl. (Lasker 1.), 1915, 1916, 1918 New York 1. Pl., 1919, 1922 London 1. Pl.

Parie Nr. 214. Allrussisches Turnier 1923.

Weiß: P. Romanowsky; Schwarz: Wilner.

Eine von Schwarz manzelhaft geöffnete Partie, in der Weiß trotz mehrerer Tempoverluste die überlegene Stellung erlangte. Dem mit Bauernopfer eingeleiteten und mit Springeropfer fortgesetzten Angriff konnte Schwarz nicht widerstehen. Für diese Partie erhielt R., der jetzige russische Meister, den ersten Schönheitspreis.

1. e4, Sd5; 2. d3, d5; 3. e5, Sd7; 4. f4, e6; 5. Sf2, Le7; 6. d4, c5; 7. c3, Sc6; 8. Le2, Db6; 9. 0-0, f6; 10. Kh1, 0-0; 11. b3, a5; 12. La3, Tf8; 13. Ld3, f5; 14. g4, Sf8; 15. gxf5, exf5; 16. e4, Le8; 17. exd5, Lxd5; 18. Sc3, Lxf3+; 19. Dxf3, Sxd4; 20. Sd5, Dd8; 21. Dg2, b5; 22. Ta1, Ta6; 23. Sf6+! Lxf6; 24. Lxc5! Sc6; 25. Lxd4, Sxd4; 26. Lxb5, Sxb5; 27. Tx48, Tx48; 28. Db7, Sc7; 29. Dxc7, aufgegeben.

Lösungen in nächster Nummer.

Rätsel.

Scherzrebus.



Magisches Quadrat.

A	A	E	E	E
G	H	H	J	J
J	M	M	N	N
N	O	O	R	R
R	R	S	S	T

Die Buchstaben in dem Quadrat sind so umzustellen, daß die vier rechten Reihen ergeben:

1. Insekten.
2. italienische Stadt.
3. Altersstufe.
4. Laubbaum.
5. Fluß in Frankreich.

Die beiden Diagonalen ergeben dann einen deutschen und einen französischen Fluß.

Worträtsel.

Es ist von einem Fisch ein Teil.
Als Pflanze ist's das Menschen Heil.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätselwörter werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 271.

Bilderrätsel: Die Wahrheit ist von Gott, uns bleibt das Forschen. — Zahlenrätsel: San Remo, Amor, Nero, Romeo, Eros, Moser, Omar.

Richtige Lösungen sandten ein: Emilie Aberle, Elsa u. Ernst Bött, Karl u. Hermann, Gustav Antsch, Sophie Karbach, Alfred Kisch, Hans Grete Merton, Ingeborg Meyer, Heinrich Wirth, Sam. in Wiesbaden.